

„Russisch zu sprechen, das macht mich nicht weniger Israeli“ – Der Wandel mehrsprachigkeitsbezogener Identitätskonstrukte im Kontext israelischer Migrationspolitik

Abstract

In den 1990er Jahren erfuhr Israel eine Einwanderung aus der (ehemaligen) Sowjetunion, die die Bevölkerungszahl des Landes um 20% steigen ließ. Als Reaktion darauf wurde eine Reihe von Maßnahmen auf verschiedenen Ebenen eingeführt, die den Sprachen der Neueingewanderten einen besonderen Stellenwert einräumten. Dieser Wandel im soziopolitischen Diskurs Israels liefert einen besonderen kontextuellen Rahmen für die Erforschung des ‚Phänomens‘ Mehrsprachigkeit: Wie schlagen sich solche makrosoziologischen Wandlungsprozesse auf die Selbstpositionierungen von Individuen und die Konstruktion ihrer Identität nieder? Der Beitrag untersucht aus poststrukturalistischer Perspektive die Spracheinstellungen von Mehrsprachigen als Teil der Identitätsbildung im Kontext von Migration. Basierend auf Konzepten der ‚imaginierten Gemeinschaft‘ und der ‚Ökonomie des sprachlichen Tauschs‘ werden Ergebnisse einer sprachbiographischen Studie diskutiert, die die Bedeutung sprachideologischer Zuweisungen für die Selbstpositionierung russisch-hebräisch Mehrsprachiger untersucht. Die Ergebnisse erlauben tiefe Einblicke in die Prozesse der Identitätskonstruktion und verdeutlichen die Bedeutung gesellschaftlichen Umgangs mit dem Thema Mehrsprachigkeit.

1. Spracheinstellung und Mehrsprachigkeit

Sprachwissenschaftliche Studien zeigen, dass die Entstehung und Entwicklung individueller Mehrsprachigkeit von zahlreichen persönlichen und gesellschaftlichen Faktoren beeinflusst wird. Unter anderem prägen Einstellungen gegenüber den Sprachen maßgeblich den Spracherwerb und Erhalt (Schmid 2010).

Seit den 1960er Jahren werden *Spracheinstellungen* in der Psycholinguistik und Sprach(sozial)psychologie als individueller affektiv-motivationaler Faktor der Sprachproduktion und -perzeption in den Blick genommen (Garrett 2010). Studien zu Motivation beim Zweitspracherwerb und Akkulturation (Schumann 1978) stützten sich auf diese Befunde und entwickelten Konzepte wie das *Language Ego* (Guiora et al. 1972), um individuelle Unterschiede in Erwerbsprozessen durch Einstellungsunterschiede zu erklären (vgl. für

einen Überblick Rost-Roth 2010: 876–886). Seit einigen Jahren untersuchen darüber hinaus neurowissenschaftliche Arbeiten, wie sich Emotionen auf Sprachverarbeitung und -speicherung auswirken (vgl. für einen Überblick Pavlenko 2007: 153–168).

Soziologische Studien beziehen sich oft auf Spracheinstellungen Zugewanderter, um Integrationsprozesse zu beschreiben. In diesem Zusammenhang haben Studien zur sozialen Verortung Russischsprachiger in Deutschland, Israel und USA (Prashizky und Remennick 2015)¹ herausgearbeitet, dass es unterschiedliche Arten des Umgangs mit Mehrsprachigkeit gibt: Einige Migrant*innen plädieren für eine umfassende sprachliche ‚Assimilierung‘ bei gänzlicher Ablehnung der ‚home languages‘, während andere selbstbewusst ihre Zweisprachigkeit leben und wieder andere sich zu keiner dieser Pole zugehörig fühlen und „[...] may fall in the cracks between the two cultures, living in a chronic limbo“ (Prashizky und Remennick 2015: 18).

Auch im medialen Diskurs zur Neueinwanderung in Europa ist das Thema der sprachlichen Integration virulent. Der Argumentation zu sprachlicher Kompetenz als Voraussetzung für die erfolgreiche Teilhabe und folglich als unmittelbares bildungspolitisches Ziel liegt ein essentialistisches und instrumentelles Sprachkonzept zugrunde. Als bedeutsames Ziel sprachlicher ‚Assimilation‘ erscheinen dabei nur Kenntnisse ‚der einen deutschen Sprache‘ in Deutschland (Stevenson 2011) oder ‚des einen Hebräischen‘ in Israel (Spolsky und Shohamy 1999). Die israelische Diskussion zur Integration postsowjetischer Zuwanderer um 1990 ist außerdem von motivationaler Argumentation geprägt: Die neue Migrationsbewegung sei nicht (mehr) von der idealistischen Vision des Zionismus geprägt – Israel als Heimat aller Juden. Daher seien sie nicht an der Teilhabe an der israelischen Sprache interessiert. Mit diesem Unterschied in der Einstellung gegenüber früher Migrierten wird ihre gestiegene Tendenz zum Erhalt der ‚home languages‘ begründet. In der Argumentation wird dabei die Loyalität zum Russischen unterstrichen und eine mangelnde Verbindung zu Israel unterstellt (Spolsky und Shohamy 1999: 236).

Ähnliche einstellungsbezogene Argumente finden sich im Diskurs zum Integrationsverhalten Russischsprachiger in Deutschland. Die Anpassung an ‚die‘ Staatssprache wird als Voraussetzung für Teilhabe an der Gesellschaft

1 Der Forschungsstand wird mit Fokus auf den israelischen und deutschen Kontext mit Bezug auf Russischsprachige dargestellt. Der israelische Kontext bildet den gesellschaftlichen Rahmen der Studie. Die Ergebnisse sind jedoch auch für die Erforschung sprachideologischer Prozesse in Deutschland von Bedeutung.

und als Zeichen der Loyalität dargestellt. Dies wird zentral in der rechtlichen Situation der sog. (Spät-)Aussiedler. Um den Status zu erlangen, müssen Deutschkenntnisse nachgewiesen werden. Faktisch wird damit eine Loyalität erzwungen, unabhängig von bisherigen sprachlichen Praktiken der Personen. Diese gilt wiederum als Ausgangspunkt für eine schnellere Integration, da Spracheinstellungen die Motivation zum Spracherwerb prägen (Ries 2013: 229).

Spracheinstellungen werden in all diesen Argumentationen als ein internes Charakteristikum einer Person verstanden, das sich *vor* der Migration entwickelt habe und ihr Integrationsverhalten gewissermaßen aus dem ‚Schatten‘ ihrer/seiner Vergangenheit heraus determiniere. Diese essentialistische Perspektive auf Sprache wird angesichts der Komplexität mehrsprachiger Gesellschaften und der Prozesse transnationaler Mobilität von Vertreter*innen der kritischen Soziolinguistik als nicht haltbar zurückgewiesen (vgl. etwa Pavlenko und Blackledge 2004). Sprachliche Identität, so die poststrukturalistische Position, sei ein Konzept, das erst in Interaktion konstruiert und produziert werde. Im Gegensatz zur soziopsychologischen Sicht wird dabei Identität nicht als Quelle sprachlicher Praktiken verstanden, sondern als deren Produkt; folglich sei Identität kein internes psychologisches (und mithin individuelles), sondern ein soziales Phänomen (Bucholtz und Hall 2005). Es seien also nicht primär individuelle Spracheinstellungen, die ursächlich für ein bestimmtes Verhalten sind. Sprachliche Einstellungen entstünden vielmehr umgekehrt erst in der Interaktion und als Produkt gesellschaftlicher Bewertung. In der soziolinguistischen Sprachideologieforschung wird in diesem Rahmen das Konzept der diskursiven *Sprachideologien* den *Spracheinstellungen* gegenübergestellt. Dieser theoretische Rahmen wird im Folgenden, basierend auf Andersons (1991) Konzept der ‚imaginierten Gemeinschaft‘, vorgestellt.

1.1. Theoretischer Rahmen: Sprachliche Identitäten als Teil imaginierter Gemeinschaft

Anderson (1991) zufolge ist die kollektive Identität einer Gruppe nicht eine statische, in sich geschlossene Kategorie, sondern imaginiert und konstruiert. Auf individueller Ebene seien Menschen in einen kontinuierlichen Prozess der Positionierung involviert: Sie verorteten sich selbst und andere in einer ‚imaginierten Gemeinschaft‘. Das Imaginieren umfasst vier Prozesse: *Sprachessentialisierung*, *soziale Kategorisierung*, *Lokalisierung* und *Rekalibrierung* (siehe auch Pavlenko und Blackledge 2004).

Sprachessentialisierung als erster Prozess beruht auf der Vorstellung, dass eine ethnische Gruppe über *einen* sprachlichen Kode verfüge, der allen Mitgliedern dieser Gruppe gemein sei. Diese Vorstellung, dass die Kenntnis (bzw. das Bekenntnis zu) einer einzigen Sprache ethnische Identität gewährleiste, zeigt sich besonders stark in Forschungen zu Spracherhalt und -verlust als Teil der Integration (z. B. Jasinskaja-Lahti und Liebkind 1998).

Der Prozess der *sozialen Kategorisierung* umfasst sämtliche Praktiken, mit denen Individuen die soziale Welt in Gruppen unterteilen – Gruppen, deren Mitgliedern sie als ‚ähnlich‘ oder als ‚unterschiedlich‘ empfinden (Tajfel 1982). Die Konstruktion einer eigenen Identität erfolgt folglich im Kontrast zur zugeschriebenen Identität anderer. Mithilfe der sozialen Kategorisierung machen sich Individuen ein geordnetes Bild von einer Gemeinschaft. Die Merkmale, die der sozialen Kategorisierung zugrunde liegen, werden diskursiv projiziert oder ausgehandelt. Bezogen auf die Sprache werden dabei bestimmte Verhaltensmuster als typisch für bestimmte Gruppen sozial registriert (Agha 2007). Dabei werden bestimmte Sprachgebrauchsformen repräsentativ für soziale Gruppen (vgl. Irvine und Gal 2000: 37 zu Prozessen der *Ikonisierung*).

Diese Merkmale gelten aber nur in einem bestimmten soziokulturellen Rahmen. Es finden also immer auch Prozesse der *Lokalisierung* statt. Die Unterscheidung zwischen den imaginierten Gruppen, den ‚wir‘ und den ‚anderen‘, ist konstruiert in einem bestimmten sozialen Kontext. Sprachen kommt dabei eine besondere Funktion als Symbol sozialer Organisation und Konstituierung von Machthierarchien zu. Blommaert fasst diese Lokalisierung sprachlicher Werte mit dem Konzept *orders of indexicality*, das beschreibt, wie sprachlichen Varietäten in bestimmten Kontexten Wertigkeit und soziale Bedeutung zugewiesen werden, wobei bestimmte sprachliche Formen zur Norm erklärt, während andere als inferior eingeordnet werden. Auf den engen Zusammenhang zwischen Raum und gesellschaftlichen Verhältnissen verweist in der Sprachideologieforschung auch das Konzept des *Sprachregimes*, das auf die Regulierung sprachlicher Ungleichheiten durch Institutionen und die daraus resultierende ungleiche Verteilung von Ressourcen und Macht hinweist (Blommaert 2005: 134).

Eine besondere Rolle spielt dabei die Institution Schule. Hier erfahren Individuen, so Bourdieu (1990), den Wert der mitgebrachten sprachlichen Produkte: Kenntnisse einer legitimen sprachlichen Form werden belohnt, während der Gebrauch anderer Formen (Minderheitensprachen oder Substandard-Varietäten) sanktioniert wird (vgl. dazu auch den Beitrag von Terhart und von Dewitz i. d. Bd.). Noten und Zertifikate, die Kenntnisse der legiti-

men Sprachen ausweisen, fungieren als Kapital und gelten als entscheidendes Kriterium für den Zugang zu einer Schulform oder Studium. Aufgrund ihrer sozialen und epistemischen Funktion für Bildungsprozesse bestimmt Sprache über den Schul- und Berufserfolg. Welchen Sprachen dabei welcher Kapitalwert zukommt, wird von den Gruppen mit dem größten Kapitalvolumen bestimmt, sodass in der Schule sprachliche Herrschaftsverhältnisse produziert und reproduziert werden (Bourdieu 1990: 20).

Die konstituierte sprachliche Identität ist kein stabiles Konstrukt. Die oben beschriebenen Prozesse sind daher nie abgeschlossen: Im Laufe des Lebens muss Identität permanent neu evaluiert, ausgehandelt und konstituiert – also *rekalibriert* – werden. Auch dies geschieht aufgrund von Zuschreibungen und kritischer Evaluation von Mitgliedern der *In-* und *Outgroups*. Die Rekalibrierung des sprachlichen Verhaltens kann im Zuge der Migration an Bedeutung gewinnen: Individuen positionieren sich neu und konstruieren eine neue postmigrantische Identität (Tajfel 1982).

Da Nationen, wie Anderson betont, diskursive Konstrukte sind, die sich im permanenten Wandel befinden, ist die Frage bedeutend, was geschieht, wenn sich das Selbstbild einer Gemeinschaft wandelt: Wie schlagen sich solche makrosoziologischen Wandlungsprozesse auf die Selbstpositionierungen von Individuen und die Konstruktion ihrer mikrosoziologischen Identität nieder? Dies soll im Folgenden am Beispiel eines derartigen Wandels beschrieben werden, der in den 1990er Jahren im gesellschaftspolitischen Diskurs Israels stattfand.

1.2. Kontextueller Rahmen: Gesellschaftspolitischer Diskurs Israels

Die Entstehungsgeschichte Israels ist von Immigration getragen. Als Teil der Nationalstaatenbildung wurde Hebräisch zu einem wichtigen Instrument der Identitätsbildung. Dazu wurde eine bis dahin nur für bestimmte Situationen vorgesehene Sprache der Heiligen Schrift zur Staatssprache erklärt und ihre Legitimierung in formellen und informellen Situationen gesichert. So zum Beispiel in Maßnahmen zum Schutz der Sprache und Kultur wie:

[...] eradicate all non-Hebrew newspapers by specifying an action plan for 1 year: First 6 months, 50% German, 50% Hebrew, then 75% Hebrew, 25% German, and after one year, the paper cannot be published at all. (Central Council for Imposition of Hebrew, 11.02.1942; zit. nach Shohamy 2008: 210).

Für jede öffentliche Institution wurden Sprachinspektoren – *Hebrew Agents* (Shohamy 2008: 211) – ernannt, die das Einhalten der Vorschriften sicherten. Auf Straßenschildern und in weiteren sichtbaren Texten zählten sie „foreign words“, erstatteten Bericht und ermöglichten, dass die Änderung gerichtlich eingefordert werden konnte (Shohamy 2008: 214). Im Privatleben oblag Ihnen die Kontrolle des Sprachgebrauchs wie „return letters written in foreign languages to the senders“ oder „monitor whether a doctor does not use Hebrew when he is checking a patient“ (Shohamy 2008: 215). Auch kontrollierten sie die Hebräischkompetenzen jedes Individuums während persönlicher Hausbesuche. „Ivri, daber ivrit!“ [Hebräer, sprich Hebräisch!] – im Sinne dieser Sprachideologie wurde Hebräisch zum Kriterium der Treue gegenüber dem Staat Israel und zur einzigen Sprache der Kommunikation bereits kurz nach der Einwanderung (Ben Rafael 1994).

Bemerkenswert ist, dass ausgerechnet Hebräisch als Amtssprache gewählt wird: Nicht das bereits gesprochene Jiddisch oder die Sprache der Staatsgründer, sondern eine bislang nicht gesprochene Sprache erlangte diese zentrale Funktion. Mit Bourdieus Theorie des ökonomischen Austauschs lässt sich diese Wahl soziolinguistisch erklären: Bei der Erhebung einer Sprache zur Staatssprache stehe, so Bourdieu, nicht das Ziel im Mittelpunkt, übergreifende Kommunikation zu ermöglichen, vielmehr gehe es darum,

einer neuen Sprache der Macht mit neuem politischen Vokabular, neuen Verweis- und Bezugssystemen, Metaphern und Euphemismen Anerkennung zu verschaffen, und damit auch der Vorstellung von der sozialen Welt, die mit ihnen vermittelt wird. (Bourdieu 1990: 21)

Das so entstandene Sprachregime Israels prägte die Argumentation zur Integration von Neueinwandernden: Nationale Einheit basiert auf Einsprachigkeit und das Erlernen von Hebräisch ist die *Conditio sine qua non* der Integration. Andere Sprachen zu erhalten, bedeutete die nationale Identität zu schwächen (Shohamy 2008).

Dieser gesellschaftspolitische Diskurs erfuhr einen radikalen Wandel, als in den 1990er Jahren die Einwanderung aus der (Post-)Sowjetunion und aus Nordafrika die Bevölkerung Israels um 20% steigen ließ. Im politischen Diskurs lässt sich die erstmalige Positionierung Israels als Migrationsgesellschaft finden, die den „unfortunate loss of the potential of early immigrant languages“ bereut und zu „efforts to correct this“ aufruft (Spolsky und Shohamy 1999: 28). Im Jahr 1995, mit der Verkündung der „New Language Education Policy“ wurden die neu einwandernden Schüler*innen ermutigt,

Hebräisch zu lernen und zugleich die mitgebrachten Sprachen zu erhalten. Die Implementierung sicherten explizite Maßnahmen, u. a. die Einführung von Russisch als zweite Fremdsprache. Für neu einwandernde Schüler*innen sollte eine zusätzliche Förderung die Kompetenzen in den mitgebrachten Sprachen sichern (Putjata 2017).

Vor dem Hintergrund des unter 1.2 vorgestellten konzeptuellen Rahmens von Schule als sprachlichem Markt und der Bedeutung imaginierter Gemeinschaften erscheinen diese Veränderungen von großer Bedeutung. Es stellt sich die Frage, wie Akteur*innen, die im israelischen Schulsystem sozialisiert wurden, diese Veränderungen wahrgenommen haben und wie sich ihre Selbstwahrnehmung als migrationsbedingt Mehrsprachige entwickelt hat. Dieser Frage geht der folgende Abschnitt nach.

2. Studiendesign: Sprachbiographien Mehrsprachiger

Die hier vorgestellten Daten wurden 2015 in Israel in Form von sprachbiographischen Interviews erhoben (vgl. Franceschini 2002). Die Interviewsprachen wurden den Teilnehmenden freigestellt, wobei zwischen Varietäten des Russischen und Englischen gewechselt und zuweilen Hebräisch gebraucht wurde. Die Interviewerin selbst sprach kein Hebräisch. Das Instrument wurde ausgesucht, da Sprachbiographien Zugang zur Perspektive der Sprechenden erlauben. Während sie ihre sprachliche Biographie rekonstruieren, offenbaren sie nicht nur subjektive Theorien über Erwerb und Gebrauch von Sprachen, sondern reflektieren auch die wahrgenommene Rolle in der Gesellschaft. Dabei orientieren sie sich an den sprachlichen Hierarchien und positionieren sich selbst und die anderen. Es ist genau diese Allokation, die im Fokus der Studie steht: Die Konstruktion bestimmter Rollen von Sprecher*innen verschiedener Sprachen in einer Gesellschaft und die Selbstwahrnehmung als Teil der imaginierten Gemeinschaft.

2.1. Studienteilnehmende

Alle Teilnehmenden emigrierten zwischen 1990 und 2000 aus der Sowjetunion. Diese Gruppe wurde ausgesucht, da sie heute mit 17,6 % die größte Minderheit Israels bildet (vgl. CBS 2015). Da die Studie gesellschaftspolitische Veränderungen in den 1990er Jahren fokussiert, wurden Interviews mit Teilnehmenden geführt, die im Alter zwischen 1 und 16 Jahren immigrierten

und im israelischen Schulsystem sozialisiert wurden: sieben unmittelbar um 1990 und sechs nach 1994, nach dem beschriebenen soziopolitischen Wandel.

2.2. Datenanalyse und -interpretation

Die sprachbiographischen Interviews wurden von drei Forscherinnen mit ELAN transkribiert und kodiert. Die Analyse orientierte sich an der Qualitativen Inhaltsanalyse mit Methoden typisierender Strukturierung (Mayring 2010: 90).

Der erste Schritt war die deduktive Kodierung. In Anlehnung an die Theorie der Identitätskonstruktion folgte die Analyse den oben genannten Prozessen (*Sprachessentialisierung*, *soziale Kategorisierung*, *Lokalisierung* und *Rekalibrierung*), die mit den Codes *Sprache*, *Juxtaposition*, *Lokalität* und *Fluidität* annotiert wurden. Der Code *Sprache* markierte alle Aussagen zur Erfahrung mit dem Gebrauch von Sprachen im Leben der Interviewten. Der Code *Juxtaposition* markierte Äußerungen über ‚sich‘ und ‚die anderen‘. Mit dem Code *Lokalität* haben wir Prozesse der Lokalisierung annotiert. Mit dem Code *Fluidität* schließlich wurden alle Momente erfasst, die den Wandel im eigenen sprachlichen Verhalten darstellten. Ein besonderer Fokus wurde dabei auf den Kontext dieser Äußerungen gelegt, wie das folgende Beispiel illustriert:

Ich habe keine tiefen Gefühle fürs Russische. Deswegen habe ich mit großer Freude die hebräische Sprache und Kultur gelernt [...].

Interessant für uns ist hier der Konnektor *deswegen*, der eine kausale Relation zwischen Einstellung und Spracherwerb für die Interviewte herstellt.

Nachdem alle Interviews kodiert wurden, wurden Musterhaftigkeiten herausgearbeitet und in ähnliche bzw. kontrastierende Äußerungen gruppiert; bspw. bilden Aussagen wie:

Israel ist nicht so ein liberales Land [...]. Und auf der Straße laut auf Russisch schreien sollte man auch nicht unbedingt

einen Kontrast zu Aussagen wie:

Israel ist ein Migrationsland, wie die USA, nur kein Schmelztiegel, wo du gezwungen wirst Teil davon zu werden.

Auf der Grundlage von herausgearbeiteten Gemeinsamkeiten und Unterschieden wurden Gruppen gebildet und im Hinblick auf die Ausprägung der relevanten Merkmale genauer beschrieben. Diese Typologiebildung ermög-

licht es, Unterschiede in der Konstruktion der imaginierten Gemeinschaft zu rekonstruieren.

3. Studienergebnisse

Die Ergebnisse der Studie lassen eine Spannweite in den Einstellungen zur migrationsbedingten Mehrsprachigkeit erkennen: Einerseits gibt es Teilnehmende, die angeben, ausschließlich Hebräisch mit der Familie zu sprechen, und andererseits Teilnehmende, die Russisch zu einem wichtigen Kapital in ihrem Leben zählen und um dessen Erhalt bemüht sind. Diese zwei Gruppen stützen sich auf zwei unterschiedliche Argumentationslinien: Die rekonstruierte imaginierte Gemeinschaft der ersten Gruppe ist die einer *monolingualen Gesellschaft*. Integration bedeutet für sie, alles Hinderliche, unter anderem die ‚alte‘ Sprache, abzulegen. Die zweite Gruppe hingegen erlebt Mehrsprachigkeit nicht als Widerspruch zur gleichberechtigten Teilhabe und versteht sich als legitimen Teil einer *mehrsprachigen Gesellschaft*.

3.1. I don't believe in cultural pluralism – Sprachidentität im Kontext monolingualer Gesellschaft

Im Weiteren werden die Prozesse sprachlicher Identitätskonstruktion und Mechanismen gesellschaftlicher Positionierung orientiert an *Sprachessentialisierung*, *soziale Kategorisierung*, *Lokalisierung* und *Rekalibrierung* dargestellt.

Sprachessentialisierung

Die Interviews begannen mit dem narrativen Impuls: „Wie war es, als Sie nach Israel gekommen sind? Woran erinnern Sie sich?“ Bei Teilnehmenden der ersten rekonstruierten Gruppe lassen sich durchgängig negative Erlebnisse verzeichnen:

Jana (1990)²: Ich habe jetzt nochmal Postkarten und Briefe gelesen und habe angefangen zu heulen. Das war alles so schwer. Jetzt, wo ich mich daran erinnere, zehn Jahre waren sehr schwer. Ich habe versucht mich anzupassen.

2 Die Zitate erscheinen in deutscher Übersetzung, beginnend mit einem Pseudonym und dem Zeitpunkt der Einschulung. Ausschnitte in Englisch werden im Original vorgestellt.

Moshe (1991): Russen wurden ausgelacht: „Stinky Russian“, they checked my sandwich! To see, what we were eating, because Russian put pastrami in their sandwiches, they beat us.

Emotional geladene Adjektive ziehen sich durch die Interviews, wenn sie über erste Kontakte berichten. Moshe wechselt an dieser Stelle gar in die englische Sprache, obwohl er sonst Russisch gebraucht, was auf eine hohe emotionale Involviertheit deutet (Pavlenko 2007: 179–184). Ihre negative Erinnerung erklären die Interviewten mit dem Druck ‚sich anpassen‘ zu müssen, wobei sie unmittelbar zum Thema Sprache übergehen. Obwohl lediglich nach der ersten Zeit in Israel gefragt wird, stellen die Teilnehmenden Bezüge zwischen dem sozialen Anpassungsdruck und dem Gebrauch der mitgebrachten Sprache her. Ob diese Schilderungen der Realität entsprechen, ist für die sprachbiographische Forschung irrelevant, da sie sich dafür interessiert, wie Identität in Positionierung konstituiert wird. Über die Rückmeldung des Geschlagen- oder Ausgelachtwerdens erfahren sie, im Sinne Andersons, dass ihr sprachliches Verhalten für die *Ingroup* untypisch ist. Diese erfahrene Positionierung geht mit einer neuen Bewertung der eigenen Identität einher:

Moshe (1991): Das war noch in der ersten Klasse. Ich weiß nicht mehr, wie ich mich selbst vorgestellt habe, aber das weiß ich noch sehr genau, meine Mama kam rein und sagte: „Er heißt Wjatscheslaw.“ So ein fürchterlicher Name. I felt embarrassed [...]. Ich wechselte den Namen zu Moshe [...]. „Du Russe. You Russian.“ When you say to a child „You Russian“, it sounds like a curse, ok? „What a Russian you are!“ It’s the same as you say „Nigger“.

Bis zum Alter von sechs Jahren war für Wjatscheslaw Russisch selbstverständlich. Im neuen Umfeld der Schule beginnt er, sich für seinen russischen Namen zu schämen, da er die Bezeichnung *Russe* als Schimpfwort versteht. Bei der Narration geht der Interviewte mehrschrittig vor: *Du Russe* bildet auf Russisch anscheinend nicht das ab, was er auszudrücken sucht, und auch die englische Übersetzung *You Russian* genügt nicht. Er geht auf die Metaebene und erklärt: „a curse“. Schließlich zieht er eine Parallele – *Russian* habe im Hebräischen eine ähnlich beleidigende Bedeutung wie *Nigger*. Im Sinne Andersons lässt sich hier eine Neubewertung der sprachlichen Identität beobachten: *Russisch* als Adjektiv wird vom Interviewten selbst als Schimpfwort wahrgenommen. Scham und Bloßstellung resultieren aus dieser gesellschaftlichen Rückmeldung und lösen eine Reihe von Veränderungsprozessen aus.

Soziale Kategorisierung

In Reaktion auf solche negativen Erfahrungen beginnen die Teilnehmenden Merkmale herauszuarbeiten, die typisch für die neue Gesellschaft sind. Im Interview beschreiben sie diese im Kontrast zur russischsprachigen Gemeinschaft. Auf die Frage, welche Sprachen sie heute sprechen und wie sich das über die Jahre verändert hat, berichten Moshe und Nikita:

Moshe (1991): He is more Russian than me. I build myself a level of Russianness, I searched parameters, how to behave. This was in many ways the mirror for me: If this is Russian, this is how I won't behave [...]. I always said, when I grew up and had a girlfriend, I would never marry a Russian girl. And this is true, today, I am married to an Israeli.

Nikita (1990): Die ersten drei Jahre waren alle meine Freunde hebräischsprachig. Die ersten Russen waren in der Neunten. Und es hat sich so ergeben, dass ich mit ihnen sehr viel rumhing. Ich mochte es nicht. Aber irgendwie kam das so, dass ich in ihre Clique reinrutschte. Pubertät eben, man macht Fehler. Sie sprachen schlechter Hebräisch als ich, hatten Akzent.

Diese Erzählungen lassen die Mechanismen der *sozialen Kategorisierung* erkennen. Die Interviewten beobachten Muster sprachlichen Verhaltens in ihrem Umfeld und definieren sich selbst in Bezug zu den anderen: „He is more Russian than me“. Diese Gegenüberstellung vollzieht sich sehr bewusst: „If this is Russian, this is how I won't behave“, wobei das, was genau als *Russian* gilt, erst in diesem Vergleich herausgearbeitet wird. Russische Sprache und Akzent werden zum leitenden Kriterium. Um der Gruppe einheimischer Jugendlicher zu ähneln, beginnen sie, neue Merkmale anzunehmen und das anscheinend Hinderliche, im Sinne der Rekalibrierung, abzulegen. Die Strategien, die sie dabei anwenden, lassen ein ähnliches Muster in allen sieben Interviews erkennen: Namenswechsel, Wahl hebräischsprachiger Kontakte und bewusste Arbeit an wahrgenommenen Lücken.

Rekalibrierung

Die erste Strategie bildet der Namenswechsel. Dieser offenbart sich als bewusster Teil der Identitätsfindung, wenn die Teilnehmenden über die Semantik des ausgewählten Namens reflektieren. Um die Anonymität zu wahren, können sie nicht näher erläutert werden, dennoch offenbart sich hier ein weiteres Potential der sprachbiographischen Methode: Ohne explizit darauf angesprochen worden zu sein, lediglich während der Schilderung von Erfahrungen mit

der mitgebrachten Sprache, erwähnen sie den Wechsel. Dieser rekonstruierte Schlüsselmoment verdeutlicht seine Bedeutung für die Interviewten selbst: ihre Selbstwahrnehmung als am Namen sichtbar ‚andere‘.

Die zweite Strategie ist die Wahl von Freund*innen. Das soziale Umfeld wird nach der Sprache ausgesucht, wobei Russisch zum Negativfaktor wird. Die Teilnehmenden bereuen, russischsprachige Kontakte gehabt zu haben. Zugleich berichten sie, wie wichtig ihnen der Kontakt zu Hebräischsprachigen war. Um dieser Gruppe zu ähneln, beginnen sie, als dritte Strategie, die wahrgenommenen Abweichungen zu beheben:

Nikita (1990): In der neunten Klasse hatte ich vom Akzent nur noch das R und ich habe beschlossen das wegzukriegen. Ich erinnere mich, wie ich mich gefühlt habe, wie ich mich gezwungen habe, mit dem Rachen-R zu sprechen. Ich fühlte mich wie ein Clown, wie ein Vollidiot. Am Ende der neunten Klasse sprach ich akzentfrei [...]. Hebräisch beherrsche ich perfekt. Lesen, schreiben, sprechen. Mein Hebräisch ist besser als das der meisten Hebräischsprachigen. Und noch ein Moment, an den ich mich erinnere, das war schon halb-bewusst: Ab der fünften bis sechsten Klasse habe ich obsessiv israelische Kindersendungen geschaut, die Kinder hier mit fünf bis sechs Jahren schauen.

Das als *obsessiv* beschriebene Verhalten offenbart, wie bewusst die Anpassung sprachlicher Identität verläuft. Sich temporär als „Vollidiot“ zu fühlen ist der Preis, den auch andere Teilnehmende bereit sind zu zahlen, um Teil der Gesellschaft zu werden. In ihrer Wahrnehmung zahlt es sich jedoch aus: Als Beweis der vollkommenen Anpassung gilt für sie, nicht mehr als Russischsprachige wahrgenommen zu werden. Der Druck sich anzupassen resultiert in Stolz, ‚die Sprache‘ besser zu beherrschen als die Ingroups selbst. Doch eben solche Aussagen machen deutlich, dass sich die Teilnehmenden weiterhin in Abgrenzung zu den Ingroups positionieren.

Lokalisierung

Nachdem sie Russisch als Ursache negativer Rückmeldungen und Hebräisch als einzig legitime Sprache erfahren haben, verstehen die Interviewten dieser Gruppe Integration als Entscheidung zwischen zwei Sprachen:

Nikita (1990): Wenn ein Mensch in dieses Land kommt, hat er die Wahl: Wenn er will, kann er in seiner Kultur bleiben. Das heißt, du wirst schräg angeschaut, das heißt, du wirst nicht verstanden. Willst du reinkommen und dazugehören, dann bitte sprich die hiesige Sprache, lerne die hiesige Kultur, schaue die hiesigen Filme. Ich halte das für

die Pflicht eines jeden Migranten. Ich glaube nicht an den kulturellen Pluralismus.

Talia (1990): Ich habe keine tiefen Gefühle fürs Russische. Deswegen habe ich mit großer Freude die hebräische Sprache und Kultur gelernt. Ich dachte nicht, dass hebräische Gedichte, nur weil sie nicht von Puschkin sind, nicht ernst zu nehmen sind. Daher, denke ich, war es für mich leichter Hebräisch zu lernen als für manch andere [...]. Ich bin froh, Israeli zu sein, ich habe keine russische Mentalität. Die hatte ich nie wirklich.

Der erfolgreiche Erwerb des Hebräischen wird mit dem mangelnden Interesse an Russisch begründet. In anderen Interviews wiederholt sich die Argumentationslinie: Das Beherrschen einer Sprache schließt das Schätzen einer anderen aus. Diese Entweder-oder-Sicht bestätigt einerseits die bereits herausgearbeiteten Merkmale der *Sprachessentialisierung* und *sozialen Kategorisierung*. Zugleich setzen sie sich in der Konstituierung der Gruppenzugehörigkeit fort: Israeli zu werden bedeutet, keine russische Mentalität (mehr) zu haben. Diese Vorstellung einer monolingualen Gesellschaft, in der nur eine Sprache für eine Gemeinschaft steht, findet sich schließlich in der Einstellung der Teilnehmenden zu Hebräisch und Russisch wieder.

Gegenwärtige Spracheinstellung

Wenn Tova über ihre Lesegewohnheiten spricht, sagt sie:

Tova (1990): Im Hebräischen sind die Sprachnuancen sanft und in Russisch grob. Ich hasse es, auf Russisch zu lesen, weil es im Russischen viele Abstufungen von unschönen Wörtern gibt, eine unreine Sprache.

Während dieser Erzählung spielt ihr Kind mit einem Auto und Tova beginnt über die Onomatopoetik zu reflektieren: Sie fragt die Interviewerin, ob sie wisse, wie Autolaute im Hebräischen imitiert würden, und macht amüsiert Tierlaute im Hebräischen und Russischen vor. Auf die Frage, ob sie darüber auch mit ihren Kindern spreche, lehnt Tova bestimmt ab:

Tova (1990): Ich spreche mit Kindern kein Russisch. Sprache ist eine Weltanschauung, sie beeinflusst sehr, wie Kinder denken. Man sollte Kinder nicht zweisprachig erziehen. Das hindert sie, das hindert ihr logisches Denken, weil man in verschiedenen Sprachen verschieden denkt. Ich möchte, dass meine Kinder so denken, wie Kinder in Israel denken müssen. Deswegen bin ich sehr froh, dass sie kein Russisch können.

Die Wahrnehmung von Hebräisch ist extrem positiv, und folglich muss die Wahrnehmung von Russisch negativ sein, wenn man der Entweder-oder-Vorstellung der imaginierten Gemeinschaft folgt. So entscheiden sich Tova und ihr deutschsprachiger Ehemann ausschließlich Hebräisch mit ihren Kindern zu sprechen. Auf dem sprachlichen Markt der Gesellschaft stellt die mitgebrachte Sprache kein Kapital dar und kann zur unerwünschten Positionierung führen. Aus dieser Erfahrung heraus beginnen die Teilnehmenden, die mitgebrachte Sprache abzuwerten – Sie ist ein Hindernis im Prozess der Integration in eine monolinguale israelische Gesellschaft.

3.2. „Russisch zu sprechen, das macht mich nicht weniger Israeli“ – Entwicklung sprachlicher Identität als Teil einer mehrsprachigen Gesellschaft

Teilnehmende der zweiten rekonstruierten Gruppe offenbaren ein anderes Bild der Gemeinschaft – das einer pluralistischen Gesellschaft. Der Prozess der Identitätsentwicklung ist jedoch schwer darzustellen, da es das Nicht-Genannte ist, was kennzeichnend für diese Gruppe ist: Die negativen Erfahrungen mit Russisch, der Namenswechsel und die Wahl sozialer Kontakte – all die Strategien, die in der ersten Gruppe rekonstruiert wurden, kommen in diesen Narrationen nicht vor.

Sprachessentialisierung

Auf die Frage zum Sprachgebrauch erinnern sie sich an die Kommunikation mit Freunden in der Jugendzeit:

Kostja (1996): So, wie sie gesprochen haben, so habe ich auch geantwortet. Manchmal so, manchmal so. So, wie der eine anfang, machte der nächste einfach weiter.

Hier wird deutlich, dass sich die Normalitätsvorstellungen von Interviewerin und Interviewten stark unterscheiden. Während die Interviewende fest davon ausgeht, dass es eine Gebrauchsnorm für Sprachen gibt, scheinen die Interviewten diese Vorstellung nicht zu teilen, was vermuten lässt, dass in ihrem Umfeld die Sprachwahl irrelevant war. Selbst auf die abschließende explizite Nachfrage, wie Gleichaltrige oder Lehrkräfte auf die russische Sprache reagierten, erzählen sie:

Kostja (1996): Not that... nothing special! It was same like it was in Hebrew, if you are chatting, in Hebrew, in English or in Russian, the teacher doesn't like it.

Die Teilnehmenden schildern, was sie als Normalität wahrgenommen haben – dass es keine Regeln für Sprachgebrauch gibt. In ihrer Wahrnehmung wurde das Sprechen verschiedener Sprachen kein Widerspruch zur Teilhabe an der Gemeinschaft. Die fehlende negative Rückmeldung auf die mitgebrachte Sprache lässt sie diese nicht als ein charakteristisches Merkmal erkennen, das sie von der Ingroup unterscheiden würde. Im Gegenteil, das Sprechen verschiedener Sprachen erscheint ein typisches Verhalten der imaginierten Gemeinschaft, das es nachzuahmen gilt.

Soziale Kategorisierung, Lokalisierung, Rekalibrierung

Als Folge dieser Positionierung erscheint in diesen Narrationen, verglichen mit der ersten Gruppe, keine Entscheidung für die Ablehnung des Russischen oder über die Wahl sozialer Kontakte. Hingegen findet sich eine Gegenüberstellung zu anderen Gruppen Russischsprachiger, von denen sich die Interviewten dieser zweiten Gruppe abheben wollen:

Julia (1995): Es gibt drei Linien: Die, die wie Israelis sein wollen und ihre Sprache vergessen. Die zweite Linie, die auch wie Israelis sein wollen, aber das, was dort [in Russland?] war, nicht vergessen. Und die dritte, der egal ist, was hier los ist. Als wären sie einfach dort geblieben. Ich glaube, ich bin die zweite Linie. Ich wollte so sein, wie die anderen, aber trotzdem das halten, ein bisschen von dort, ein bisschen von hier.

Wenn die Teilnehmenden über ihre heutigen gleichzeitigen Kenntnisse des Hebräischen und Russischen erzählen, begründen sie dies damit, dass genau dies wichtig in der heutigen Gesellschaft sei:

Kostja (1996): Ich nehme das Beste von hier und von dort. Wir sind so erfolgreich geworden, weil wir damit groß geworden sind.

Roma (1991): Israel ist ein Migrantenland, wie die USA, nur kein Schmelztiegel, wo du gezwungen wirst Teil davon zu werden. Hier gibt es so viele Diaspora, Teil wovon willst du werden?

Die positive Entwicklung eines Selbstbildes als ‚Mehrsprachige‘ kann in der Argumentationslinie der Interviewten rekonstruiert werden. Während sie über Sprachen berichten, die sie heute sprechen, erklären sie ihr Verhalten mit dem Unterschied Israels zu anderen Ländern – seiner ‚Offenheit‘. Das Sprechen der ‚mitgebrachten‘ Varietät nehmen sie nicht nur als keinen Widerspruch

zu ihrer Selbstidentifizierung als Israeli wahr, sondern als einzig angebrachte Form der Teilhabe.

Gegenwärtige Spracheinstellung

Diese Erfahrung führt zu dem Wunsch, die Sprache zu erhalten. Kostja, der von der sprachlichen Erziehung seiner kleinen Tochter erzählt, nennt Beispiele aus dem Freundeskreis, die seine Einstellung offenbaren:

Kostja (1996): Das ist ein Wunder, sie ist ein Mädchen, dunkel, und spricht so gut Russisch. Besser als ich [...]. Ich weiß nicht, ob man es braucht, aber Sprachen können ist gut, jede Sprache ist gut [...]. Sie [eine Freundin] hat auch eine Tochter. Kluges Köpfchen, aber spricht kein Russisch.

„Aber spricht kein Russisch“: Russisch zu können ist in Kostjas Wahrnehmung eine äußerst positive Fähigkeit. Obwohl die Mehrheit der Teilnehmenden in einem sehr jungen Alter eingewandert ist, bewerten sie ihre Russischkenntnisse als selbstverständlich. Im Kontrast zur ersten Gruppe, die stolz darauf ist, nicht mehr als Russischsprachige zu gelten, nehmen sie selbstbewusst die eigenen Kompetenzen wahr: zweisprachig in Russisch und Hebräisch zu sein.

4. Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse

Die Studie zeigt zunächst die Potentiale der sprachbiographischen Methode für die einstellungs- und ideologieorientierte Mehrsprachigkeitsforschung. Die Rekonstruktion imaginierter Gemeinschaft im unterschiedlichen Kontext erlaubt es, das enge Zusammenspiel zwischen der Konstruktion post-migrantischer Identität, gesellschaftlicher Bewertung von Mehrsprachigkeit und Spracheinstellungen zu untersuchen.

Im Kontext einer monolingualen Gesellschaft erleben Neuangekommene eine Reihe negativer Rückmeldungen. Dadurch erfahren sie, dass die mitgebrachte Sprache kein Kapital darstellt und sie als Outgroups positioniert. Im Prozess der sozialen Kategorisierung erarbeiten sie durch Beobachtung des Verhaltens der In- und Outgroups als typisch empfundene Merkmale. Dieser Prozess führt zu einer Gegenüberstellung von ‚Russen‘ und ‚Israelis‘. Daraufhin erfolgt eine bewusste Rekalibrierung, indem die Akteure an den beobachteten Abweichungen arbeiten: dem ‚russischen‘ /r/, dem sichtbar markierenden Namen und der Gestaltung des sozialen Umfelds. Die Konstruktion der neuen Identität ist eng mit Emotionen verbunden. Erst durch

die Reaktion der Außenwelt beginnen die Betroffenen, sich für eine Sprache, bislang ein selbstverständliches Medium der Kommunikation, zu schämen und auf die Kenntnisse der anderen, ‚legitimen‘ Sprache stolz zu sein. Als Folge entwickelt sich schließlich eine negative Einstellung zur migrationsbedingten Mehrsprachigkeit.

Akteur*innen, die eine neutrale oder positive Rückmeldung auf die mitgebrachte Varietät erfahren, konstruieren ein anderes Bild der Gemeinschaft – das einer mehrsprachigen Gruppe. Die Beobachtung von Verhaltensmuster resultiert in der Feststellung, dass der Gebrauch verschiedener Sprachen legitim ist. Die soziale Kategorisierung erfolgt dabei abgrenzend zu den Gruppen, deren Verhalten sie als abweichend wahrnehmen – den Monolingualen mit ausschließlichem Gebrauch des Russischen oder Hebräischen. Die Integration in diese Gemeinschaft bedeutet Hebräisch anzunehmen, ohne dabei die ‚mitgebrachte‘ Sprache abzulegen. Die migrationsbedingte Mehrsprachigkeit verstehen sie als selbstverständlichen Teil der Gesellschaft.

Diese zwei rekonstruierten Gruppen lassen sich nicht eindeutig zeitlich einordnen: Obwohl einige Teilnehmende (z. B. Roman) in den früher 1990er Jahren sozialisiert wurden, konstruieren sie die imaginierte Gemeinschaft als eine heterogene Gruppe. Andere Teilnehmende wiederum verändern das Bild und die eigene Selbstwahrnehmung im Laufe ihres Lebens: So erinnert sich Jana (migriert 1991), wie wichtig ihre mehrsprachigen Kompetenzen im Arbeitsleben wurden und begründet damit eine Neubewertung ihres Verhaltens:

Ich habe so viele Jahre versucht Hebräisch zu lernen [...]. Und jetzt habe ich angefangen, manche Sachen für mich neu zu bewerten. Wofür war das alles? Und war das nötig, war es richtig? Man muss einen Mittelweg finden, Russisch zu bleiben, Russisch zu sprechen, das macht mich nicht weniger Israeli.

Die Sprachbiographien zeigen: Die Identität der Teilnehmenden wird im Laufe des Lebens kontinuierlich neu bewertet und von Individuen neu konstituiert. Als Resultat und nicht als Quelle sprachlicher Praktiken kann sich das Konstrukt wandeln, wenn die soziale Bewertung sich verändert. Auch wenn diese Erkenntnisse begrenzt auf andere Kontexte übertragbar sind, tragen sie in Zeiten der transnationalen Mobilität zu einem besseren Verständnis im Umgang mit Mehrsprachigkeit bei. Persönliche Erfahrungen von Akteur*innen, reflektiert zwanzig Jahre nach den soziopolitischen Veränderungen in Israel, verdeutlichen die Bedeutung sprachideologischer Zuweisungen für die Selbstpositionierung Mehrsprachiger. Die gesellschaftliche Bewertung des

‚Phänomens‘ Mehrsprachigkeit kann sich verändern, so die Erkenntnisse der Studie. Dieser Wandel bedarf jedoch sprachpolitischer Maßnahmen, die den gesprochenen Sprachen einen Wert in öffentlichen Institutionen, insbesondere im Bildungssystem, verleihen.

Literatur

- Agha, Asif. 2007. *Language and social relations*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Anderson, Benedict. 1991. *Imagined communities: Reflections on the origin and spread of nationalism*. London: Verso.
- Ben Rafael, Eliezer. 1994. *Language, identity and social division*. Oxford: Clarendon Press.
- Blommaert, Jan. 2005. *Discourse. A critical introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bourdieu, Pierre 1990. *Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Bucholtz, Mary & Kira Hall. 2005. Identity and interaction: A sociocultural linguistic approach. *Discourse Studies* 7(4–5). 585–614.
- Central Bureau of Statistics. 2013. *Statistical abstract of Israel*. http://cbs.gov.il/reader/shnaton/shnatone_new.htm?CYear=2013&Vol=64&CSubject=4 (Abruf am 7. Februar 2018).
- Franceschini, Rita. 2002. Sprachbiographien: Erzählungen über Mehrsprachigkeit und deren Erkenntnisinteresse für die Spracherwerbsforschung und die Neurobiologie der Mehrsprachigkeit. In Kirsten Adamzik & Eva Roos (Hgg.), *Biografie linguistische – Biographies langagières – Biografias linguistica – Sprachbiografien* [Themenheft]. *Bulletin vals-alsa* 76, 19–33.
- Garrett, Peter. 2010. *Attitudes to language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Guiora, Alexander, Benajamin Beit-Hallahmi, Robert Brannon, Cecelia Dull & Thomas Scovel. 1972. The effects of experimentally induced changes in ego states on pronunciation ability in a second language: An exploratory study. *Comprehensive Psychiatry* 13(5). 139–150.
- Irvine, Judith T. & Susan Gal. 2000. Language ideology and linguistic differentiation. In Paul V. Kroskrity (Hg.), *Regimes of language: Ideologies, politics, and identities*, 35–83. Santa Fe, N.M.: School of American Research Press.
- Jasinskaja-Lahti, Inga & Karmela Liebkind. 1998. Content and predictors of the ethnic identity of Russian-speaking immigrant adolescents in Finland. *Scandinavian Journal of Psychology* 39(20). 9–19.

- Mayring, Philipp. 2010. Qualitative Inhaltsanalyse. In Günter Mey & Katja Mruck (Hgg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, 601–613. Wiesbaden: Springer VS.
- Pavlenko, Aneta. 2007. *Emotions and multilingualism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Pavlenko, Aneta & Adrian Blackledge. 2004. New theoretical approaches to the study of negotiation of identity in multilingual contexts. In Aneta Pavlenko & Adrian Blackledge (Hgg.), *Negotiation of identities in multilingual contexts*, 1–33. Clevedon: Multilingual Matters.
- Prashizky, Anna & Larissa Remennick. 2015. Cultural capital in migration: Fishka Association of Young Russian-Speaking Adults in Tel-Aviv, Israel. *Journal of Intercultural Studies* 36(1). 17–34.
- Putjata, Galina. 2017. „New Language Education Policy“: Policy making and enhancement of migrant-related multilingualism in student’s own perception: A case study with Russian speaking Israelis. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*(2). 259–278.
- Ries, Veronika. 2013. „da kommt das so quer rein“: Sprachgebrauch und Spracheinstellungen Russlanddeutscher in Deutschland. Münster & New York: Waxmann.
- Rost-Roth, Martina. 2010. Affektive Variablen/Motivation. In: Hans-Jürgen Krumm, Christian Fandrych, Britta Hufeisen & Claudia Riemer (Hgg.), *Deutsch als Zweit- und Fremdsprache. Ein internationales Handbuch* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 35.1). Bd. 1, 876–886. Berlin & New York: de Gruyter.
- Schmid, Monika. 2010. New perspectives on L1 attrition. *Bilingualism: Language and Cognition* 13(1). 1–83.
- Schumann, John. 1978. *The pidginization process: A model for second language acquisition*. Rowley, MA: Newbury House.
- Shohamy, Elana. 2008. At what cost? Methods of language revival and protection: Examples from Hebrew. In King Kendall, Natalie Schilling-Estes, Fogle Lyn, Jia Lou & Barbara Soukup (Hgg.), *Sustaining linguistic diversity: Endangered and minority languages and language varieties*, 205–218. Washington DC: Georgetown University Press.
- Spolsky, Bernard & Elana Shohamy. 1999. *The languages of Israel: Policy, ideology and practice*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Stevenson, Patrick. 2011. Migration und Mehrsprachigkeit in Europa: Diskurse über Sprache und Integration. In Ludwig Eichinger, Albrecht Plewnia & Melanie Steinle (Hgg.), *Sprache und Integration*, 13–27. Tübingen: Narr.
- Tajfel, Henri. 1982. *Social identity and intergroup relations*. Cambridge: Cambridge University Press.